In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 232. Posen, den 9. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von **Felix Neumann.**

1. Fortsetzung.

In dem Bestreben, dem luxuriösen Aufwand Juttas gerecht zu werden, erwarb er unter anderem erhebliche südamerikanische Werte, die nicht einschlugen.

Auch sonst hatte er Verluste zu verzeichnen.

Ihm war zuweilen in nachdenklichen Stunden, als ob zur gleichen Zeit, wo ein spätes Liebesglück an seine Tür pochte und Einlaß erhielt, der Börsenerfolg ihn verlassen habe, da für beides kein Platz in seinem Hause war.

Nun sollte für den Norddeutschen Bankkonzern der Bühnentrust ein Unternehmen werden, das viel versprach.

Auch Biblis glaubte unter Juttas suggestivem Einfluß fest an den Erfolg.

Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte er als ehrlicher Mann niemals seine beherrschende Stellung dazu benutzt, das Unternehmen zu fördern. Als Heinersdorf den ausgearbeiteten Plan unterbreitete, wie man das Ganze neu organisieren wolle, mußte selbst ein Kenner gestehen, daß hier kein Phantasiegebilde vorlag, sondern ein Projekt auf denkbar solidem Boden.

Und nun war der 15. September herangekommen, der entscheidende Tag, wo von allen am Bühnentrust Beteiligten die Unterschrift unter die Dokumente geleistet werden sollte.

Die ganze hauptstädtische Presse sprach von der Neuerung und beurteilte sie sehr verschieden.

Teils lehnte man sie entrüstet ab, teils versprach man sich ein Wiedererwachen der Kunst auf besserer Grundlage.

Fünfzehn Bühnen von Bedeutung, Oper, Operette und Schauspiel umfassend, gingen mit dem gesamten Fundus in die Hände des Bankkonzerns über.

Jutta Vermehrens Plan, den sie, von rasendem Ehrgeiz getrieben, förderte und hegte, und dabei alle Künste ihres Liebenswerbens um Biblis spielen ließ, stand vor der Vollendung.

Mit scharfem Schnitt glitt der Brieföffner durch das Büttenpapier. Ein feiner Duft wehte dem Geheimrat entgegen, und er mußte der Tage in Scheveningen gedenken, wo er der Geliebten dieses Parfüm schenkte, jener Tage in Scheveningen in Juliglut und Rauschen der See, wo Jutta ihm das endgültige und letzte Ja abrang, den Trust zu finanzieren.

Das Schreiben enthielt, wie er vermutete, nichts Neues.

Sie wünschte ihm Glück zu dem heutigen Tage und bat um das Geld.

Er füllte den Scheck aus und schloß den Brief fort.

In dem Geheimfach lag die ganze Korrespondenz, die den Werdegang ihrer Liebe widerspiegelte.

Biblis wußte wohl, welches Ziel die Künstlerin im Auge behielt: Die Heirat!

An diesem Projekt rührte sie nur vorsichtig.

Sie fühlte, daß ungestümes Drängen ihr nur schaden konnte.

Aber ungeschrieben stand eigentlich zwischen beiden fest, daß in diesem Winter die Vermählung folgen sollte.

Einmal, als Biblis ermüdet vom Tagewerk und mißgestimmt durch mancherlei Aerger und Enttäuschungen, die Abendstunden in der Villa in Mahlow verbrachte, hatte es ihm die trauliche Stille dieses Heimes angetan.

Wie leer und freudlos erschien ihm sein Schloß in Rangsdorf.

War nicht Jutta die geeignete Persönlichkeit, um das gesellschaftliche Leben dort wieder zu neuem Glanze zu erwecken?

In welcher unglückseligen Zwitterstellung befanden sich doch beide. Gewiß, die große Gesellschaft dachte modern und vorurteilsfrei.

Aber die Stellung als Herrin seines Hauses konnte Fräulein Vermehren nur durch die Heirat erringen.

Und trotzdem Biblis' Liebe inniger denn je war, zögerte er.

Er spürte zuweilen das unheimliche Gefühl, als ob er mit der Ehe seine Selbständigkeit in geschäftlichen Dingen, die Unabhängigkeit seines Willens opfern würde.

Eine unsichtbare Hand hielt ihn zurück: Bleibe frei!

Aber eine Entscheidung mußte über kurz und lang fallen, das war er Jutta und sich selbst schuldig.

Noch war es ihm möglich, den Wünschen der Künstlerin leise Zügel anzulegen.

Wenn sie sein Weib war, wuchs ihre Macht.

Vielleicht aber auch brachte es die Heirat mit sich, daß sie in dem Gefühl einer gesicherten Zukunft etwas weniger Ansprüche stellte. Man konnte den Haushalt in Mahlow eingehen lassen und sich mit Rangsdorf begnügen.

Auch war wohl der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo unter diesen Umständen Jutta als Gattin des Geheimrats dem Bühnenleben allmählich ferner rückte.

Aus diesen Gedanken und Erwägungen, die Biblis heute mehr denn je bewegten, wurde er aufgeschreckt durch das Erscheinen des Geheimsekretärs Dr. Brettschneider, der zum Vortrag kam.

Die Viertelstunde, die der Geheimrat Frist gab, war verronnen, ihm deuchte, als ob er in der Zeit die ganzen letzten Jahre noch einmal durchlebt habe.

Nun lagen wichtige Entscheidungen vor ihm, die seine ganze Tatkraft in Anspruch nahmen.

Zum Grübeln und Spintisieren blieb keine Muße.

Der Theatertrust sollte aus der Taufe gehoben werden, es galt, auf dem Posten zu sein. Er trug auf seinen Schultern nicht nur sein Geschick, sondern die Zukunft vieler Menschen, die mit dem Projekt eng verknüpft war.

II.

Weit draußen vor der Stadt, in einem schmucklosen Häuschen Zehlendorfs, wohnte der Ingenieur Ernst Reuth.

Seine kleine Wohnung umfaßte nur zwei Zimmer. Eines davon diente zum Schlafen. Das andere, groß und geräumig, war gleichzeitig Laboratorium und Empfangsgemach.

Es sah dort ziemlich wild aus, und wer mit der Oertlichkeit nicht vertraut war, lief Gefahr, sich in Drähten und Spulen zu fangen oder über Apparate zu stolpern, die überall umherstanden.

Dieser dreißigjährige Diplomingenieur führte ein eigenartiges Leben. Am Tage erwarb er sich in einem großen Werk seinen bescheidenen Unterhalt, der Abend und die Nacht aber galten der Vollendung seines Werkes, das schon seit Jahren den ganzen Inhalt seines Seins ausmachte.

Besuch empfing er selten, die einzige, die seine Sorgen und Nöte, seine Hoffnungen und Zukunftsträume teilte, an ihn glaubte und seine Gefährtin und Mitarbeiterin war, hieß Gisela Ruhland, die Verlobte Reuths.

Was wäre wohl aus diesem zurückgezogenen, fast weltfremden Manne geworden, ohne die feinen Hände, die ihn über alle Hindernisse hinweg die steile Straße aufwärts führten!

Vielleicht deckte ihn die Erde, denn mehr als einmal war er nahe daran, den Freitod zu wählen, als er nicht weiter konnte, als die Mittel zu Ende gingen und er keinen Ausweg sah.

Oder eine Anstalt nahm den an seiner Zukunft Verzweifelnden in ihre schützenden Mauern.

Gisela Ruhland war Assistentin in einem chemischen Laboratorium und verdiente soviel, daß sie oft dem Ingenieur aushelfen konnte.

Mit ihren sechsundzwanzig Jahren verfügte sie über ein außerordentliches Wissen, das sie ganz in den Dienst ihres Verlobten stellte.

Der wieder gab ihr von seinen reichen Kenntnissen ab, so daß sich beide in glücklichster Weise ergänzten.

Sie bildete den Sonnenstrahl, der sein sonst an Freuden armes Leben erhellte, der Poesie und auch Heiterkeit in eine Existenz trug, die sich auf der Schattenseite abspielte.

Wenn er erschöpft vom Sinnen und Probieren, entmutigt von zahlreichen Mißerfolgen, das Haupt sinken ließ und verzagen wollte, dann war sie es, die ihn aufrichtete, die durch ihren unerschütterlichen Glauben an seine Zukunft neuen Lebensmut in sein Herz goß.

Sie war nicht das, was man in landläufigem Sinne unter einem „schönen" Mädchen versteht.

Etwas Herbes lag über dem feinen Antlitz, in das sich unmerklich die ersten hauchzarten Fältchen gruben.

Aber die sprechenden, lebhaften Augen beherrschten das Ganze, und aus ihnen leuchteten Klugheit und Tatkraft, Hingabe und weiblicher Reiz, der so selten in der modernen Welt geworden war.

Sie verstand es immer wieder, den Verlobten aus der Dunkelheit der Täler, die er suchend durchschritt, hinaufzuführen zu den Höhen neuen Hoffens.

Seit Jahren arbeitete Ernst Reuth an einer Erfindung, an der schon viele vor ihm sich vergeblich die Zähne ausgebissen hatten.

Aber alle waren sie erschöpft auf halber Strecke liegen geblieben, Opfer eines Tatendranges, der sie den rechten Weg nicht finden ließ.

Es galt verschiedene technische Errungenschaften der Neuzeit, die bis jetzt nur ein interessantes Spielzeug der Gelehrten darstellten, zu einem Ganzen zusammenzufassen, das der Allgemeinheit eine Wunderwelt erschloß.

Der junge Ingenieur konstruierte einen Apparat, der es ermöglichen sollte, in völlig einwandfreier Form die edelste künstlerische Darbietung stimmlich und bildlich durch Fernwellen zu übermitteln.

Das Fernsehen und Fernhören vereinigte sich in der Erfindung zu einer harmonischen Einheit.

Eine geniale Verbindung von Rundfunk und Lichtbild.

Auf dem großen Tisch im Laboratorium stand ein Apparat, den vorn eine Milchglasscheibe abschloß.

Und ringsherum ein Gewirr von Drähten, Hebeln und Schrauben, eine wahre Orgie von Einzelerfindungen, die alle mitwirkten an dem großen Ganzen.

Dieser Apparat, noch roh entworfen und zusammengezimmert von einfachen Handwerkern nach den Angaben Reuths, barg das Wunder der Zukunft, das vollendete Theater im Heim!

Nur der Erfinder und Gisela wußten um das Geheimnis, das die Werkstatt umschloß, um diese Idee, die vielleicht berufen war, einen gewaltigen Umschwung im Kunstleben herbeizuführen.

Vor drei Jahren war es, als Reuth draußen, an den Ufern der Havel, Gisela kennen lernte.

Er glaubte damals am Ende zu sein.

Verzweifelt eilte er in die Natur hinaus, völlig zerrissen im Innern, fast jeden Haltes beraubt, ein Mann, dessen Nervenkräfte aufgezehrt waren und der ernstlich den Gedanken erwog, diesem Leben der Enttäuschungen ein Ende zu machen.

Da begegnete er ihr im Kiefernwald, der sich regenschwer im Herbstwind beugte.

Wie ein Seufzen und Stöhnen ging es durch die Natur, die sich anschickte, Abschied zu nehmen vom Sommer, um hinüberzuschlummern in graue, trostlose Winteröde.

Sie kam ihm entgegen, den Hut in der Hand, frisch ausschreitend, ein Bild ungebrochener Lebensfrische.

Der Wind spielte mit ihrem dunkelblonden Haar.

Und ihre Augen, die Ruhe und Abgeklärtheit strahlten, begegneten dem Blick des einsamen Wanderers, der sich und sein Werk aufgegeben hatte!

Dieser Tag, diese Stunde, ja dieser Augenblick wohl brachte die Entscheidung.

Sie lernten sich kennen und verstehen.

Er schüttete sein Herz aus, und sie begriff ihn.

Und sie erkannte die schönste Pflicht der Frau, den ringenden Mann zu stützen und zu fördern.

Und als sie sich ihm schenkte, auch ohne sein Weib zu sein, goß sie neuen Lebensmut in seine Adern.

Nun arbeitete er für sie, ihr sollte dereinst der Reichtum beschert sein, den ihm die Erfindung bringen mußte! Ihr wollte er alles zu Füßen legen, was ihm die Welt noch vorenthielt.

Wohlstand und Macht, Ruhm und Ehre!

Noch war keine Zeit, ein eigenes Heim zu gründen, so gern sie es getan hätten.

Die Vollendung des Werkes stand über allem.

Beide mußten sie Geld verdienen, unermüdlich und rastlos, um die weiteren Mittel aufzubringen.

So wurde sie ihm Helferin und Beraterin, Trösterin und — sein Finanzminister.

Alles nahm sie in die Hand, während er über seinen Plänen sann, konstruierte und schuf.

Sie verpfändete ihren Schmuck, wenn neue Mittel flüssig gemacht werden mußten, sie nahm Vorschuß auf ihr Gehalt, sie verhandelte mit den Handwerkern und drückte die Preise.

Er hätte das nicht gekonnt, weil er zu weltfremd geblieben war.

Und wenn sie ihn an sommerlichen Festtagen zwang, mit ihr hinauszuwandern in die Natur, um frische Kräfte zu sammeln, wenn sie durch wogende Kornfelder bei Potsdam schritten, dann reckte sie die feine Hand und wies über das rauschende windbewegte Meer.

„Deine Zukunft! Auch für dich kommt der Tag der Ernte; denn ich glaube an dich!"

So gestaltete sich die Liebe dieser beiden eigenartigen Menschen zu einem hehren Fest gemeinsamen Strebens nach einem großen Ziel. Und in solchen Augenblicken, wo sie ihn wieder einmal hinwegführte über ein Hindernis, das ihm unüberwindlich dünkte, legte er den Arm um ihre schmalen Schultern und lächelte wehmütig: „Was wäre ich ohne dich, Gisela!"

Und nun war es soweit, sie standen am Ziel!

Es war am Nachmittag des 15. September.

Sie waren hinausgefahren in die Umgebung, um sich seelisch und körperlich zu entspannen und vorzubereiten auf den Abend, der die Entscheidung bringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Fröhliche Boheme.

Literatenanekdoten. Gesammelt von Friedrich Wencker.

Noch heutzutage sind die Pariser Literaten und Künstler von Montmartre und Montparnasse ein fröhliches, sorgloses Volk, das unbekümmert um die Sorge ums tägliche Brot lachend und jubelnd in den Alltag hineinlebt. Aber die Glanzzeit der Pariser Boheme ist vorüber; sie hatte ihren Höhepunkt vor achtzeg bis hundert Jahren erreicht, als Henry Murger sie für die Weltliteratur entdeckte. Damals lebten in den engen, winkeligen Häusern des alten Paris, das längst von der Erde verschwunden ist und breiten, glänzenden Boulevards und Avenuen Platz gemacht hat, die Zeitgenossen Balzacs und Mussets, die Originale von Rudolphe und Mimi Pinson. Zu ihnen gehörten auch die beiden Vaudevilledichter Rousseau und Romieu, zwei echte Kinder des Quartier Latin, die allzeit zu lustigen Streichen aufgelegt waren, wenn es galt, dem Pariser Staatsbürger ein Schnippchen zu schlagen. Jetzt sind sie längst tot und vergessen, aber in zeitgenössischen Memoiren lebt noch ihr sprühender Witz und ihr nie versagender Humor fort, der uns auch heute noch, nach hundert Jahren, zu herzhaftem Lachen zwingt.

Rousseau und Romieu spielten besonders gerne den Pariser Hausmeistern einen kleinen Schabernack, bei dem sie stets die Lacher auf ihrer Seite hatten. So kam Rousseau eines Tages in eine Portierloge.

„Guten Tag, lieber Freund. Wollen Sie die Güte haben und mir sagen, was das für ein Vogel ist, der hier im Bauer an Ihrem Fenster hängt?" fragte Rosseau sichtlich interessiert.

„Es ist eine schwarze Grasmücke."

„Aha . . . Aber warum haben Sie denn gerade eine schwarze Grasmücke genommen?"

„Weil sie hübsch singt."

„Ei, so hören Sie doch selbst."

Mit gefalteten Händen und zufriedenem Lächeln lauscht der biedere Hausmeister dem Gesang seiner Grasmücke.

Da sagte endlich Rousseau: „Ja, ja, Sie haben recht . . . Uebrigens sind Sie verheiratet?"

„Ja, zum dritten Mal."

„Wo ist denn Ihre Frau?"

„Die ist oben im fünften Stock bei dem Zimmerherrn."

„Ei, ei, was macht sie denn bei dem Zimmerherrn im fünften Stock?"

„Sie räumt auf."

„So so. Ist dieser Zimmerherr alt oder jung?"

„Na, so im mittleren Alter."

„Schön . . . Und Ihre Kinder?"

„Ich habe keine."

„Was, Sie haben keine Kinder? Aber zum Teufel, was haben Sie dann mit Ihren drei Frauen gemacht?"

Nun werden diese sonderbaren Fragen dem guten Hausmeister aber allmählich doch zu bunt. „Sie entschuldigen schon, mein Herr. Suchen Sie jemand?" fragt er ungeduldig.

„Nein," erwidert Rousseau mit der harmlosesten Miene.

„Aber Sie richten da seit einer Viertelstunde eine Frage nach der anderen an mich."

„Gewiß," bestätigt Rousseau.

„Aber ich möchte doch gerne wissen, wie ich zu der Ehre komme . . ."

„Mein Gott, ich bin gerade an Ihrem Hause vorübergegangen. Da lese ich auf der Tafel über Ihrer Loge: „Auskünfte auf Anfragen jeder Art erteilt der Hausmeister." Und da ich gerade ein wenig Zeit hatte, ließ ich mir von Ihnen auf verschiedene Fragen Auskunft erteilen. Merci, Monsieur, au revoir!" Und Rousseau zieht höflich seinen Hut, während der gefoppte Hausmeister voll Wut die Tür hinter dem Spaßvogel zuschlägt. —

Zu gleich losen Streichen war Rousseaus Freund und Mitarbeiter Romieu jederzeit aufgelegt. Eines Tages kommt Romieu in den Laden eines Krämers und verlangt eine Achterkerze.

Der Kaufmann zieht eine Kerze aus dem Paket und reicht sie Romieu. „Wollen Sie die Güte haben, mir diese Kerze entzweizuschneiden," sagt Romieu. „Es ekelt mich, Unschlitt zu berühren."

„Sie haben recht, es hat einen üblen Geruch. Hier sind die zwei Teile Ihrer Kerze."

„Schön. Nun muß ich Sie aber bitten, jedes Stück wieder in vier Teile zu zerschneiden."

„In vier Teile?" fragt der Kaufmann erstaunt.

„Gewiß, in vier Teile. Denn zu dem, was ich damit machen will, brauche ich acht Stückchen Kerze."

„Hier sind die acht Stückchen."

„Danke. Wollen Sie auch noch die Gefälligkeit haben und ein Stück des Dochtes vom Unschlitt befreien?"

„Bei allen acht Stückchen?"

„Nein, nur bei sieben, denn beim obersten steht der Docht ohnedies schon hervor."

„Sie haben recht."

„Ja, ja . . . so, ganz recht . . . Ich danke Ihnen. Nun warten Sie. Stellen Sie jetzt die acht Stückchen in gleichen Abständen hier auf den Tisch."

„Ja zum Teufel, was wollen Sie denn damit machen?" fragt der erstaunte Kaufmann.

„Das sollen Sie gleich sehen . . . Geben Sie mir bitte ein Streichholz."

Dienstbeflissen reicht ihm der Händler eine Schachtel und nun zündet Romieu mit der ernstesten Miene der Welt die acht Kerzenstümpfchen an.

„Aber mein Herr, was machen Sie denn da?"

„Ich mache mir einen Jux," erwidert Romieu seelenruhig.

„Was . . . Sie machen einen Jux?"

„Gewiß. Und jetzt, nachdem ich den Jux gemacht habe, gehe ich wieder."

Romieu grüßt den Kaufmann und verläßt den Laden.

„Wie? Sie gehen," ruft ihm der Krämer nach. „Sie gehen, ohne mir wenigstens meine Kerze zu bezahlen? . . . Bezahlen Sie doch erst die Kerze!"

Doch Romieu wendet sich noch einmal unter der Türe um.

„Wenn ich Ihnen die Kerze bezahlen würde, Verehrtester, wo bliebe denn da mein Jux?"

Und ohne sich um das Fluchen und Toben des Krämers zu kümmern, zieht Romieu mit philosophischer Ruhe seines Weges. —

Eines Abends gegen elf Uhr kommt Romieu zufällig durch die Rue de la Seine. Da es schon ziemlich spät ist, haben die Geschäfte längst geschlossen, nur an der Ecke der Rue de Bussy sieht Romieu noch ein hell erleuchtetes Schaufenster. Es ist das Modengeschäft „Zu den zwei Affen", wie ein großes Firmenschild mit greller Schrift verkündet. Romieu tritt näher und sieht, wie ein Kommis gerade die Rolläden herablassen will. Rasch geht er in den Laden und fragt: „Wo ist der Chef?"

„Herr Meunier?" fragt der Kommis.

„Gewiß."

„Er ist schon vor einer Stunde schlafen gegangen."

„Aber Herr Meunier wohnt doch im Hause. Gut, dann führen Sie mich sofort zu ihm," drängt Romieu.

„Aber zu dieser Stunde, mein Herr . . .! Haben Sie denn etwas so Wichtiges zu sagen?"

„Natürlich; ich zittere jeden Augenblick, daß ich zu spät kommen könnte."

„Nun, wenn das der Fall ist . . ."

„Aber gehen Sie doch, gehen Sie!" drängt Romieu ungeduldig.

Der Kommis nimmt sich kaum Zeit, den Laden zu schließen und führt Romieu dienstbeflissen in die Wohnung seines Herrn. Der schläft wie ein Murmeltier und schnarcht wie eine Baßgeige.

„Herr Meunier! Herr Meunier!" schreit der Kommis.

„Eh . . . he? Was willst du? Geh zum Teufel! Was gibt's? Was bringst du?" fragt der Chef schlaftrunken.

„Ich . . . bringe gar nichts . . ."

„Wie? Gar nichts?"

„Nein, aber ein Herr ist hier, der Sie einen Augenblick sprechen will."

„Jetzt — zu dieser Stunde?"

„Ja, er sagt, die Sache sei sehr dringend."

„Gut. Wo ist der Herr? Ich lasse bitten."

Romieu tritt vorsichtig auf den Zehenspitzen mit dem Hut in der Hand geheimnisvoll lächelnd in das Schlafzimmer des Herrn Meunier.

„Verzeihung, mein Herr, ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich zu so später Stunde störe."

„Tut nichts," wehrt Herr Meunier höflich ab. „Womit kann ich dienen?"

„Ich möchte gern Ihren Kompagnon sprechen."

„Wie, meinen Kompagnon? Aber ich habe ja gar keinen!'

„Was Sie haben keinen Kompagnon?" ruft Romieu enttäuscht und entrüstet. „Ja, wie können Sie dann auf Ihr Schild schreiben: „Zu den z w e i Affen"? Pfui, schämen Sie sich und unterstehen Sie sich nicht mehr, ein anständiges Publikum zu hintergehen. Gute Nacht wünsche ich Ihnen!"

Sprachs und verließ die Wohnung des Herrn Meunier, der Romieu zu allen Teufeln verwünschte. —

Bisweilen — jeder Mensch hat bekanntlich seine schwachen Stunden — nahm der Herr Präfekt in seiner goldstrotzenden Uniform ein steifes Wesen an und vergaß seine feuchtfröhliche Vergangenheit.

Eines Tages besuchte ihn ein alter Bekannter aus Paris, der bekannte Karikaturist Henry Monnier. Der Zufall wollte es, daß der Herr Präfekt ausgerechnet an diesem Tage ein großes Festdiner gab, zu dem alle Honoratioren des Departements eingeladen waren.

Henry Monnier ist deswegen aber nicht schüchtern; er plaudert, erzählt und tut ganz, als ob er in der Präfektur zu Hause wäre.

Nur bemerkt er, daß Romieu, obwohl er ihn fortwährend duzt, dabei beharrt, Sie zu ihm zu sagen. Nachdem er sich vergewissert, daß er sich nicht geirrt hat, ruft er Romieu von einem Ende des Tisches zum anderen an: „Aber mein lieber Romieu was soll denn das heißen? Ich sage zu dir du, und du sagst zu mir Sie — da wird man dich schließlich für meinen Diener halten!" —

Warum hatte Romieu nicht seinen alten Freund Rousseau, mit dem er so oft bezecht durch die stillen Straßen des alten Paris

gewandt war und mit dem er so manchen Streich ausgeführt hatte, zu sich genommen, als er zum Präfekten befördert wurde? Das war etwas, was Rousseau ihm nie verziehen hat.

Als Romieu zum Präfekten ernannt wurde, war der gute Rousseau außer sich vor Freude. Er suchte ihn sogleich auf und gratulierte ihm.

„Ich hoffe, du denkst nun auch an mich. Du brauchst doch jetzt sicher einen Sekretär. Das wäre ein Posten, wie für mich geschaffen: zwölfhundert Franken, freie Wohnung und deine Gesellschaft — mehr verlange ich nicht auf der Welt.“

„Das muß ich mir erst überlegen,“ erklärte Romieu wichtig, „Komm morgen wieder, dann werde ich dir sagen, ob es möglich ist.“

„Zum Teufel, warum sollte das nicht gehen?“ brummte Rousseau und verließ kopfschüttelnd den Freund.

Am übernächsten Tage stellte sich Rousseau wieder ein. Er trifft Romieu ernst, fast sorgenvoll.

„Nun?“ fragt er.

„Nein, lieber Freund, ich bin untröstlich — — aber es ist unmöglich, es geht mit dem besten Willen nicht!“ erklärt Romieu betrübt.

„Unmöglich, mich zu deinem Sekretär zu machen?“

„Ja. Du wirst begreifen, daß ich vorher Erkundigungen über dich einziehen mußte. Und da habe ich erfahren . . .“

„Nun, was?“ drängte Rousseau.

„Daß du ein Säufer bist!“

Rousseau lief davon, um nicht wiederzukommen. Diese Bosheit hat der arme Rousseau seinem glücklicheren Freund niemals verziehen.

Das waren Rousseau und Romieu — zwei Pariser Gamins, Kinder der Boheme, die ihr Witz unsterblich machte.

Neues aus aller Welt.

a) **Mussolini verdoppelt die Junggesellensteuer.**

Die italienische Regierung hat, um der Arbeitslosigkeit abzuhelfen, die Durchführung öffentlicher Arbeiten beschlossen, die einen Betrag von etwa 50 Millionen Mark erfordern. Um diese Summe aufzubringen, soll die schon bestehende Junggesellensteuer verdoppelt werden. Wie aber, wenn die Junggesellen, um dieser Steuerlast zu entgehen, das Joch der Ehe auf sich nehmen?

b) **Wer trug die ersten Seidenstrümpfe?**

Königin Elisabeth von England soll die erste Dame gewesen sein, die seidene Strümpfe trug, wenigstens was England betrifft. In Frankreich werden sie wahrscheinlich schon früher in Gebrauch gewesen sein. Jedenfalls bekam Königin Elisabeth das erste Paar von einer Hofdame, der Baronin Montague, die es gestickt hatte. Die Königin war so begeistert, daß sie gleich mehrere Paar bestellte. Nun müssen wir uns allerdings nicht vorstellen, daß die Seidenstrümpfe jener Zeit die geringste Aehnlichkeit mit jenen hauchdünnen Gebilden aufzuweisen gehabt hätten, die eher für den Gebrauch von Elfen und Feen bestimmt scheinen als für schlichte Menschenwesen. Die Seidenstrümpfe jener Zeit werden weit plumper gewesen sein als heutzutage die Wollstrümpfe, und sie hielten jahrelang. Auch ein Vorzug.

c) **Die modernisierte Börse.**

Auch die Berliner Börse profitiert endlich von den technischen Fortschritten unserer Zeit. Es ist seltsam, wie langsam sich an manchen Stellen die Grundsätze der modernen Technik durchringen. Noch heute schreibt man an der Börse die Kurse mit Kreide auf große Schiefertafeln, wie in den ältesten Zeiten, und erst seit ganz kurzem hat man endlich einen elektro-optischen Kursanzeiger mit Leuchtschrift angebracht. Ein paar Tastengriffe genügen, um die Kursziffern der einzelnen Papiere der Makler an der Leuchtschrifttafel weithin und deutlich sichtbar erscheinen zu lassen. Die Neuerung wird sich nun hoffentlich schnell überall durchsetzen und an allen Börsen die veralteten Schiefertafeln und die Kreide verdrängen.

d) **Eine Probeabstimmung.**

Diese Amerikaner leisten sich wirklich die seltsamsten Dinge, die ein Menschengehirn ausdenken kann. Sie können das Ergebnis des Wahlkampfes um die Präsidentschaft gar nicht mehr erwarten, deshalb, und wahrscheinlich auch aus ganz bestimmten Propagandarücksichten, hat eine Zeitschrift eine Probeabstimmung vorgenommen. Diese Zeitschrift hat sich den Scherz geleistet, nicht weniger als 19 Millionen Stimmkarten an Wahlberechtigte zu schicken und hat sie ersucht, diese Karten der Redaktion wieder zuzusenden, nachdem sie den Namen Smith oder Hoover eingetragen haben. Von den 19 Millionen Stimmkarten hat die Redaktion noch nicht einmal 300 000 zurückerhalten. Schon damit ist eigentlich das völlige Fiasko dieses Propagandaversuchs bewiesen, und die Zeitschrift hätte besser getan, stillschweigend ihr Mißgeschick zu tragen. Nun veröffentlicht sie aber noch die Ziffern, wobei sich ergeben haben soll, daß angeblich 200 000 Stimmen für Hoover und nur 100 000 für den Demokraten Smith abgegeben worden sind. Diese Veröffentlichung zeigt schon eher, welchen Zweck diese ganze Probeabstimmung gehabt hat. Man wollte offenbar Stimmung für Hoover machen. Jedenfalls haben die Amerikaner, wie man sieht, mehr Zeit für seltsame Experimente, als wir Europäer sie aufzubringen vermögen.

Aus aller Welt.

Wiedereröffnung des Deutschen Schauspielhauses in Memel. Am 8. Oktober wird das Schauspielhaus in Memel, das durch eine erfolgreiche Aktion der Deutschen Akademie vor dem endgültigen Zusammenbruch bewahrt worden ist, seine Pforten aufs neue öffnen. Damit ist dank der Initiative der Deutschen Akademie ein wichtiger deutscher Kulturposten im Osten erhalten geblieben.

Neue Werke bekannter Autoren. Georg Kaisers Schauspiel „Lederköpfe“ gelangt am 24. November an den Düsseldorfer städtischen Theatern zur Uraufführung. — Wilhelm Schmidtbonn hat ein neues Drama „Bruder Dietrich“ vollendet, das von den städtischen Bühnen in Hannover zur alleinigen Uraufführung erworben worden ist. — Curt Corinth hat nach längerer Pause eine in der Gegenwart spielende Tragödie „Trojaner“ beendet, die einen Konflikt zwischen Lehrer und Schülern behandelt. — Die Uraufführung des neuen Stückes von Curt Götz „Der Lügner und die Nonne“ findet etwa im November im Berliner Komödienhaus statt.

Was leistet das Herz? Es ist eine ungeheure Leistung, die das Herz im Verlauf eines Lebens vollbringt. In der Minute schlägt das Herz bei Neugeborenen 144 mal, bei Erwachsenen 72 mal im Ruhestande, bei körperlicher Arbeit durchschnittlich 100 mal. In 70 Jahren würde ein Herz etwa drei Milliarden Schläge bewirken. Jeder Herzschlag treibt etwa ein Zwanzigstel Liter Blut aus dem Herzen in die Schlagadern. Die Blutmenge, die im Laufe eines Menschenlebens dem Herzen entströmt, beträgt 150 Millionen Liter. Diese Menge würde einen kreisrunden See von ein Meter Tiefe und einem Durchmesser von 220 Metern füllen. Eine Blutmenge, deren Gewicht so groß ist, wie das Gewicht den ganzen Menschen, fließt in zwanzig Minuten aus dem Herzen. Der Druck gegen den die Herzpumpe arbeitet, beträgt ein Fünftel Atmosphäre. An einem Tage leistet das Herz 18 000 Meterkilogramm, das heißt eine Arbeit, durch die 1000 Kilogramm achtzehn Meter hochgehoben werden. Die Arbeit des Herzens im Laufe des ganzen Lebens ist gleich 450 Millionen Meterkilogramm. Sie würde hinreichen, um einen großen, vollbeladenen Schleppkahn von 900 Tonnen Gewicht 500 Meter hoch emporzuheben.

Eine amerikanische Giftmörderbande. Einer eigenartigen Verbrecherbande ist die Polizei der Stadt Charlotte im nordamerikanischen Staate Nordkarolina auf die Spur gekommen. Die Männer und Frauen, die dieser Verbrechergesellschaft angehörten, haben nichts anderes unternommen, als die Beseitigung ihrer Ehegatten durch Gift. Der Haupttreiber der Bande ist ein „Professor“ mit Namen Daniles; er besorgte das Gift, mit dem die Ehegatten der Gesellschaft ums Leben gebracht werden sollten. Verhaftet sind bis jetzt dieser Daniles, eine Frau Lokany, deren Mann vor kurzem an Gift starb, und einige Frauen, deren Männer unter schweren Vergiftungserscheinungen in Krankenhäuser übergeführt werden mußten. Weiter ist ein Negerpastor Morre ins Gefängnis eingeliefert worden, der bereits Gift gekauft hatte, um seine Ehefrau zu beseitigen.

Fröhliche Ecke.

Die Einladung. Der Cellospieler Birnbaum wurde in Wien von einer vornehmen Familie zum Abendessen eingeladen, natürlich nicht um seinet-, sondern um des Cellospiels willen, auf das man rechnete. Als Birnbaum der guten Dinge, sechzehnerlei, gespeist hatte und sich gerade eine Zigarre anstecken wollte, fragte die Gastgeberin: „Werden Sie uns nun etwas vorspielen?“ — „Nein. Ich habe mein Cello nicht mit.“ — „Oh! Warum haben Sie es denn nicht mitgenommen?“ — „Es hatte keinen Hunger,“ sagte Birnbaum.

Vorschlag zur Güte. Im „Romanischen Café“. — Der Schriftsteller B. sitzt ahnungslos bei seiner Tasse Kaffee und einem Paket Zeitungen, da steht plötzlich ein Mann mit drohendem Antlitz vor ihm: „Hab' ich Sie endlich mal aufgetrieben,“ sagt der Mann. „Wann wollen Sie denn nun eigentlich die restlichen hundert Mark für den Anzug bezahlen, den ich Ihnen vor acht Monaten geliefert habe?“ — „Lieber alter Junge,“ sagt B. gemütlich, „ich kann jetzt nicht. Ich bin blank. Bei mir ist nichts zu erben.“ — „Ich werde Sie verklagen!“ knirschte böse der Schneider. „Wissen Sie was,“ erwiderte B. und ein sonniges Lächeln verschönte seine Züge, „pumpen Sie mir noch fünfzig Mark und klagen Sie dann einfach auf Herausgabe von hundertfünfzig . . .“

Ein heiterer Lebenslauf. In der Anzeigenabteilung einer größeren Zeitung wurde ein Vertreter gesucht, der nachweislich schon sehr gute Erfolge gehabt hätte. Daraufhin hat ein Reisender seinen Lebenslauf wie folgt geschildert:

„—Nachdem ich meine Lehrzeit beendet hatte, legte ich mich zuerst auf Stacheldraht und verzinkte Krammen, dann reiste ich eine Zeitlang in Baumwollkleidern und Trikots, arbeitete mehrere Monate in Kinderkleidchen und Windeln und vertrat drei Jahre lang Filzpantoffeln. Nachdem ich dann ein Jahr teils in Betten gemacht, teils Grabdenkmäler umgesetzt und mich vorübergehend auch auf Glas und Porzellan geworfen hatte, machte ich mich schließlich in Fliegenleim seßhaft, dem ich bis jetzt Anhänglichkeit bewahrt habe.“